war, daß die Beerdigung eine stille, bürgerliche sein solle ohne militärische Ehrenbezeugungen.

Dem „Manchester Guardian" zufolge ließ Königin Victoria Lord Roberts telegraphisch ersuchen, er möge Frau Joubert das Beileid der Königin ausdrücken und ihr mittheilen, das englische Volk habe ihren Gatten als einen tapferen Soldaten und ehrenhaften Feind betrachtet. Auch Sir Evelyn Wood habe Lord Roberts ersucht, der Wittwe seines alten Gegners sein Beileid auszudrücken.

Der „Köln. Ztg." wird über den tapferen Todten noch geschrieben: Joubert war ein glühender Patriot. Bei meiner ersten Zusammenkunft mit ihm — Anfangs 1896 — sagte er mir: Der Jameson Raid ist nur ein Vorspiel von Dem, was kommt. Die Frage, wer in Südafrika Herr sein soll, wird früher oder später, und vielleicht früher, als wir denken, ausgefochten werden müssen. Das Recht ist auf unserer Seite und Gott wird uns helfen. Sollten aber die Engländer siegen, dann wird wohl das Land, aber nicht wir Boeren in ihre Hände fallen; nur unsere Gebeine sollen sie finden, denn wir werden unser Land bis auf den letzten Tropfen Blut vertheidigen, unsere Frauen und Kinder werden uns dabei, wie in früheren Zeiten, zur Seite stehen und mit uns ins Grab sinken. Nur als großer Kirchhof des Boerenvolkes, nicht anders, würde Transvaal englisch werden, was Gott verhüten möge! Joubert sprach mit einem Ernst und einem Feuer, die tiefen Eindruck auf mich machten. Sein offenes, gerades und ehrliches Wesen, sein ausdrucksvolles Gesicht und das lebhafte, feurige Auge wirkte dabei äußerst sympathisch. Man fühlte, daß man sich einem ganzen, tapfern, braven und ehrlichen Manne gegenüber befand. Gelegentlich dieses meines ersten Besuchs kam natürlich die Rede auf das damals noch ganz frische Ereigniß des Jameson Raids. General Joubert erzählte mir da in seiner lebhaften Weise, wie er bei der Berathung der ältesten Volksrathsmitglieder und des Ausführenden Raths im Hause des Präsidenten zugegangen, als Jameson und die andern britischen Officiere als Gefangene auf ihrem Wege nach Pretoria waren. Die Mehrzahl war entschieden dafür, Jameson und die andern Führer der Filibustier an die Wand zu stellen und zu erschießen. Präsident Krüger war gleich entschieden dagegen und Joubert stimmte ihm bei. Alles Reden half aber nichts, die überwiegende Mehrheit blieb bei dem Todesurtheil. „Wir saßen schon einige Stunden", erzählte der General, „es war schon lange nach Mitternacht und der Präsident wurde in seiner Leidenschaftlichkeit immer heftiger. Mir bangte für den Ausgang. Ich bat schließlich, mich anzuhören. Freunde, sagte ich, nehmet an, ihr hättet auf einer Farm eine Herde werthvoller Schafe. Euer Nachbar hat einige Hunde, die immer auf eurer Farm einbrechen und eure Schafe beißen und zerreißen. Was werdet ihr thun? Die Hunde todtschlagen oder aber sie fangen und zu ihrem Herrn bringen und sagen: Deine Hunde zerreißen meine Schafe; sie haben mir großen Schaden gethan; strafe sie, prügle sie durch und sperre sie ein, daß sie nicht wieder unter meine Schafe fahren, und ersetze mir den erlittenen Schaden. Nach kurzem Besinnen, fuhr Joubert fort, hieß es allgemein: Wir würden die Hunde fangen und sie ihrem Herrn übergeben. Nun wohl, sagte ich, thut das mit den gefangenen englischen Banditen. Gebt den Engländern ihre Hunde zurück, überlaßt es ihnen, sie zu bestrafen und laßt euch den erlittenen Schaden ersetzen. Wenn wir ihre Hunde tödten, so sagen sie am Ende noch, daß es sehr werthvolle Hunde gewesen seien, und verlangen Schadenersatz von uns." Jameson war gerettet.

Der Eindruck, den General Joubert machte, und seine ganze Handlungsweise zeigen, daß er ehrlich meinte, was er sagte, und daß er ein zuverlässiger Mann war. Im Verkehre war er ein angenehmer und liebenswürdiger Gesellschafter. Er sprach gern, und man ließ es sich gern gefallen, da er gut und unterhaltend sprach und viel Interessantes zu sagen hatte. Mit Vorliebe betonte er seine französische Abstammung und im vorigen Jahre erklärte er noch bei einem Bankette: Wir Boeren sind stolz auf unsere französische Abstammung, und unser Unglück war, daß wir von der holländischen ostindischen Compagnie gezwungen wurden, unsere schöne französische Muttersprache aufzugeben und dafür das Holländische anzunehmen. Wenn das Französische unsere Sprache geblieben wäre, dann würde der Entwickelungsgang unseres Volkes ein anderer geworden sein; wir ständen höher in der Cultur und unsere Weltstellung wäre gleichfalls eine andere.

Zur Lage.

K.-C. London, 29. März. Allerhand sensationelle Nachrichten, jede neue so wenig beglaubigt wie die früheren, melden heute die englischen Correspondenten. Die „Daily News" weiß von Neuem Differenzen unter den wenigen Mitgliedern der Boeren-Executive zu melden, welche sich besonders auf die Vertheidigung Pretorias bezögen. Ein Theil der Ersteren wäre, nach dem Gewährsmanne jenes Blattes, dafür, Pretoria preiszugeben und sich auf Lydenburg zurückzuziehen. Die Meldung trägt den Stempel der Erfindung zu sehr an der Stirn, um überhaupt einer Widerlegung zu bedürfen. Es heißt ebendaselbst weiter, die Häuser Johannesburgs seien unterminirt worden, und zwar auf Befehl des Präsidenten Krüger. Offenbar unter gleichen Instructionen nach bekanntem Schema fabelt der Correspondent der „Times": „Von einer verantwortlichen Person empfangene Nachrichten bestätigen den Bericht, daß die Boeren-Beamten die Werke und Schächte der Hauptminen des Rand in die Luft zu sprengen beabsichtigen; auf den Kronenteef-, den Robinson- und Langlaagte-Gruben sind mächtige Ladungen von besonders explosivkräftiger Gelatine aufgehäuft, welche besonder zu diesem Zwecke angefertigt wurden. Es heißt, das sei geschehen auf Anstiftung des Herrn Reitz unter Mitwirkung Krüger's, aber gegen den Willen einflußreicher Burghers. Während kein Zweifel darüber besteht, daß diese Drohung öffentlich gemacht worden, so bestehen doch Ursachen für den Verdacht, daß der eigentliche Beweggrund darin liegt, einen Druck auf die auswärtigen Antheilsbesitzer dahin zu üben, daß dieselben ihrerseits ihre respectiven Regierungen zur Intervention veranlassen. Es heißt, es sollten auch gewisse Gebäude in die Luft gesprengt werden." . . . Man sieht, es ist immer dasselbe System der Verleumdung und Verhetzung, das sich nebenbei darin gefällt, die Boeren als unter sich uneins vorzustellen. (Nach New Yorker Blättern hat Krüger bekanntlich feierlich erklärt, die Minen seien so sicher, wie in den Händen ihrer Besitzer. D. Red.)

In demselben Sinne läßt sich die „Times" aus Pretoria telegraphiren, die letzten Mauserpatronen, 4 Millionen Pack, hätten an die Freistaatburghers auf deren Verlangen ausgetheilt werden müssen. Die Boeren verstellten unter sich jetzt Lee-Metford-Patronen, von denen sie nur 500 000 besäßen und Martin-Henry-Patronen, deren ursprünglich 4 Millionen vorhanden gewesen seien. Die Creusot-Munitionen seien fast erschöpft, das rauchschwache Pulver erweise sich als qualitativ minderwerthig, und die angestellten Versuche, die Mauserpatronen neu zu laden, seien fehlgeschlagen. — Alles Nachrichten, von denen Jeder nach Neigung und Geschmack denken mag, was er will.

Ob die englischen Berichte über die plötzliche Reduction der Boeren-Streitkräfte in Natal von 20 000 auf 2000 mehr Glauben verdienen, mag füglich dahingestellt bleiben. Da es vor Allem „Daily Mail" und „Central-News" sind, welche diese Reducirung der Boeren-Streitkräfte vornehmen und behaupten, daß ganz Natal geräumt sei und die wenigen übrig gebliebenen Boeren lediglich die Bergpäße decken, so wird man um so besser thun, eine Bestätigung dieser Nachrichten abzuwarten, als beide Quellen notorisch ihre besten Nachrichten von sich selbst beziehen.

Die heute umlaufenden Gerüchte, nach denen Mafeking gestern Abend capitulirt hätte, entbehren ebenso noch jeder Bestätigung und erscheinen nur als Vorläufer einer Nachricht, die jetzt allerdings fast stündlich erwartet werden dürfte.

Ein neues Interview mit Krüger.

Die „New Yorker World" veröffentlicht ein schon kurz erwähntes neues Interview, welches diesmal Mr. Webster Davis mit Präsident Krüger gehabt hätte. Im Allgemeinen wiederhalte Krüger nur seine früheren Erklärungen über das Unrecht Großbritanniens und den Entschluß der Republiken, bis zur vollsten Vernichtung zu kämpfen, falls man ihnen die Unabhängigkeit nicht zuerkenne. Letztere werde er ebenso im Falle einer vollständigen Niederlage fordern, wie im Falle eines Sieges der Republiken. Krüger wies entrüstet die Unterschiebung zurück, als beabsichtige er oder irgend ein Boer, die Vernichtung der Gold- oder Diamantengruben oder irgend eines anderen Privateigenthums. Er wiederhole ebenso, Niemand in den beiden Republiken wünsche oder erwarte irgend welche Hilfe von dritter Seite, und ebenso würde Transvaal keine besonderen Friedensbedingungen für sich annehmen, welche nicht gleichzeitig dem Freistaate zu Gute kämen, wie beide letzteren niemals Frieden schließen würden, ohne die Zukunft aller Derer gesichert zu haben, welche, in der Capcolonie ansässig, mit ihnen für die Unabhängigkeit des Afrikanderthums gekämpft hätten. Krüger warnte besonders vor den Berichten der englischen Presse und selbst den Mittheilungen der englischen Generale, selbst da, wo sie einen officiellen Charakter trügen, denn alle englischen Generale hätten sich, mit einziger Ausnahme des Lords Roberts, als Lügner erwiesen.

Die weiße Flagge.

Das englische Kriegsblatt „The Navy and Army Illustrated" stellt sich heute die Anstandsaufgabe, den ewigen Angriffen auf die Boeren wegen angeblichen Mißbrauchs der weißen Flagge entgegen zu treten. Dasselbe schreibt: „Anläßlich der Vielschreiberei über den angeblichen Mißbrauch der weißen Fahne durch die Boeren dürfte es interessant sein, einmal die bezüglich derselben unter civilisirten Nationen herrschenden Gebräuche festzustellen. Eine Waffenstillstandsfahne kann legitimer Weise nur zu dem Zwecke benutzt werden, um mit dem Feinde ein Abkommen zu treffen. Handelt es sich um eine hierauf bezügliche Mittheilung, so wird ein gewandter Officier von großem Tact gewählt und mit demselben ein Trompeter abgesandt, welcher die weiße Flagge trägt. Der Officier nähert sich darauf den feindlichen Stellungen auf dem offensten Gelände und sorgt dafür, daß die weiße Flagge deutlich sichtbar ist, während er gleichzeitig seinen Trompeter häufig blasen läßt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Währenddessen sollen seine eigenen Truppen Halt machen und in der directen Nähe der weißen Fahne das Feuern einstellen. Wenn die Truppen, an welche die Mission gesandt wird, bereit sind, dieselbe zu empfangen, so machen sie ein entsprechendes Signal und stellen das Feuern ein. Aber es steht dem Feinde durchaus offen, sich zu weigern, eine Waffenstillstandsflagge zu empfangen, und es ist vereinbart, daß das Feuern nicht nothwendig beim Erscheinen einer weißen Flagge eingestellt werden muß, und diejenigen, welche dieselbe abgesandt haben, können sich nicht beklagen, wenn deren Träger getödtet werden. Besteht die Absicht, die Zulassung der weißen Fahne zu verweigern, so sollte das dem Träger derselben so schnell als möglich signalisirt werden, mit der Aufforderung, sich zurückzuziehen, und weigert er sich, das zu thun, so darf auf ihn gefeuert werden; oder es ist üblich, zuerst über seinen Kopf zu feuern. . . . Wird nachgewiesen, daß der Träger einer Waffenstillstandsflagge seine Annäherung nur benutzt hat, um Informationen zu erlangen, so kann er als Spion verurtheilt werden. Lord Wolseley hat den Grundsatz aufgestellt, daß niemals eine Bewegung oder Operation auch nur für einen Augenblick unterbrochen werden darf, weil der Feind eine weiße Flagge gesandt hat. Zeigt der Feind eine weiße Flagge, sagt derselbe, so darf das Feuer unter keinen Umständen eingestellt werden, außer auf Befehl des commandirenden Generals."

Deutsches Reich.

C. T. **Leipzig**, 31. März. Ein Congreß der Posamentirarbeiter Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns findet Ostern dieses Jahres in Sachsen statt. Aus der Tagesordnung sind hervorzuheben: Die Fragen betreffend Gründung eines Streikfonds, Schaffung eines Sekretariats und Herausgabe eines Posamentirarbeiterblattes in drei Sprachen.

†† **Berlin**, 30. März. (Steigerung der Beitragssumme für die Invaliditäts- und Altersversicherung. Die Summen, die alljährlich für die Beitragsmarken zur Invaliditäts- und Alterversicherung vereinnahmt werden, haben sich fast stetig von Jahr zu Jahr in ihrem Betrage gesteigert. Die Steigerung von 1898 auf 1899 ist aber eine außergewöhnlich hohe gewesen. Während die Beiträge sich 1891 auf 85,2 Millionen beliefen, betrugen sie 1894: 87,8, 1895: 89,8, 1896: 95,4, 1897: 98,1 und 1898: 102,2 Millionen. Die größte Steigerung war demnach bisher die von 1895 auf 1896 um 5½ Millionen. Von 1898 auf 1899 hat sie nun aber nicht weniger als nahezu 9 Millionen Mark betragen, indem die Beiträge im letzteren Jahre die Summe von 111 Millionen erreichten. Zu dieser Vermehrung hat sicherlich die Zunahme der versicherungspflichtigen Bevölkerung beigetragen, es wird aber als ebenso gewiß angesehen werden können, daß auch die Lohnsteigerungen und demgemäß das Aufrücken ganzer Arbeiterschichten in höhere Lohnclassen dieses Ergebniß mit gezeitigt haben. Auch hierin liegt ein Beweis für die Zunahme des Einkommens der Arbeiterschaft. Es ist vorauszusehen, daß das Jahr 1900 eine weitere Steigerung der Beitragssumme für die Invaliditäts- und Altersversicherung bringen wird. Dabei wird man aber bedenken müssen, daß seit dem 1. Januar des laufenden Jahres eine neue Lohnclasse geschaffen ist, nach welcher die höher belohnten Arbeiter größere Wochenbeiträge entrichten. Dieses Moment liegt für 1899 noch nicht vor.

* **Berlin**, 30. März. (Berliner Arbeiterbewegung.) In Sachen des Ausstandes der Möbeltapezierer trat am Freitag Nachmittag das Einigungsamt des Berliner Gewerbegerichts unter dem Vorsitz des Gewerberichters v. Schulz zusammen. Die Ausständigen verlangten einen Mindeststundenlohn von 60 ₰, die Erhöhung sämmtlicher Stückpreise um 20 v. H., Sonnabend und Montag eine Stunde früher Feierabend, die Abschaffung der Ueberstunden oder einen Zuschlag von 20 ₰ sowohl für Lohn-, als auch für Stückarbeiter. Ferner wurde die Freigabe des ersten Mai als Feiertag, keine Maßregelung der Ausständigen ꝛc. gefordert. Nach langen Erörterungen und Berathungen verkündete der Vorsitzende einen Vergleichsvorschlag, von dem wir die wichtigsten Puncte hier wiedergeben: „1) Es wird auf der Grundlage der am 15. October 1899 gezahlten Löhne eine allgemeine Lohnerhöhung von drei Mark für jeden Gehilfen und Woche bis zum 1. September 1900 gewährt. Läßt sich von den Gehilfen nicht nachweisen, welche Löhne sie am 15. October v. J. bezogen haben, so wird ein Durchschnittslohn von 55 ₰ berechnet. Vom 1. September ab soll der Durchschnittslohn 60 ₰ betragen. 2) Sämmtliche Stückpreise sind für Geschäfte, die gute Arbeit fertigen, um 10 v. H. zu erhöhen. 3) Die wöchentliche Arbeitszeit beträgt 52 Stunden. 6) Gehilfen, die schon jetzt zu höheren Löhnen arbeiten, behalten diese Löhne u. s. w. 7) Es wird eine Achtzehnercommission gebildet. 8) Die Commission hat alle Streitigkeiten zwischen den Parteien zu untersuchen und zu schlichten. 12) Es bleibt der freien Vereinbarung der Arbeitgeber und Arbeiter überlassen, am 1. Mai die Arbeit ruhen zu lassen. 14) Die Arbeit wird am 2. April d. Js. wieder aufgenommen. Die am Ausstand betheiligten Arbeiter dürfen nicht gemaßregelt und können bei Einstellung von Arbeitern zuerst berücksichtigt werden". Dieser Vergleich wurde von den Betheiligten ohne Vorbehalt angenommen und unterzeichnet. — Zwischen der Berliner Unionsbrauerei und ihren ausständigen Kellereiarbeitern ist gestern auf dem Berliner Gewerbegericht eine vollständige Einigung herbeigeführt worden. — In eine allgemeine Lohnbewegung einzutreten beschlossen die Schuhmacher Berlins in fünf Branchenversammlungen. Sie beauftragten ihre Lohncommission, einen detaillirten Accordtarif für mechanische Schuhfabriken auszuarbeiten, und diesen in den nächsten Tagen den Fabrikanten zur Annahme zu unterbreiten. Bei den Lohnaufbesserungen kommen in erster Linie die Filzschuharbeiter in Betracht.

— Der Aufenthalt der kaiserlichen Familie auf Schloß Urville ist nach der „Post" Mitte Mai zu erwarten. Das Kaiserpaar wird von den jüngsten kaiserlichen Kindern, den Prinzen Oscar und Joachim, sowie der Prinzessin Victoria Luise, begleitet sein. Am 21. Mai gedenkt der Kaiser Urville wieder zu verlassen, während die Kaiserin mit den kaiserlichen Kindern noch einige Tage dort verweilen wird.

— Die von den Braunschweiger Neuesten Nachrichten gebrachte Meldung, daß nach der Verlobung des Prinzen Max von Baden mit der Prinzessin Marie Louise von Cumberland zwischen dem deutschen Kaiser und dem Herzog von Cumberland Glückwunschtelegramme ausgetauscht worden seien, wird von der „Köln. Ztg." für unzutreffend erklärt. Ein solcher Depeschenwechsel habe nicht stattgefunden. Es ist bemerkenswerth, daß einige, sonst officiöse Stimmen diesen angeblichen Depeschenwechsel bereits als einen selbstverständlichen Höflichkeitsact ohne politische Bedeutung erklärt hatten. Wir sind gespannt, ob diese Herrschaften nach diesem Dementi die Consequenzen ihrer Haltung ziehen und nun erklären werden, das Unterlassen der Gratulation bedeute auch das Unterlassen eines „selbstverständlichen Höflichkeitsactes".

— Die Kaiserin hat das Protectorat über die in Berlin im Jahre 1901 zum funfzigjährigen Bestehen der Berliner Feuerwehr stattfindende internationale Ausstellung für Feuerschutz und Feuerrettungswesen übernommen.

— Die „Natl. Corresp." erfährt: Durch die Blätter geht die Nachricht, der wegen seiner Abstimmung gegen die Canalvorlage als Posener Regierungspräsident zur Disposition gestellte conservative Abgeordnete von Jagow sei zum Senatspräsidenten beim Oberverwaltungsgericht designirt. Wie uns mitgetheilt wird, ist der Abgeordnete von Jagow, wie auch in parlamentarischen Kreisen vor einiger Zeit verlautete, vielmehr als Nachfolger des unlängst verstorbenen Freiherrn von Huene, zum Präsidenten der Preußischen Centralgenossenschaftscasse ausersehen. Er gilt als tüchtiger Verwaltungsbeamter; deswegen ist seine Person auch bei der der Neubesetzung der Landeshauptmannschaft für die Provinz Sachsen in Betracht gekommen. Dieses Amt ist indessen, obwohl für ihn einflußreiche politische Freunde eintraten, dem conservativen Abg. Bartels übertragen worden, der zuvor General-Feuersocietäts-Director für die Provinz Sachsen war.

— Der Bischof von Südschantung Dr. v. Anzer hatte während seines Berliner Aufenthaltes wiederholt Besprechungen mit dem Staatssekretär Grafen Bülow, um von ihm ein nachdrücklicheres Einschreiten der deutschen Diplomaten zu Gunsten der andauernd gefährdeten Interessen seiner Mission in Südschantung zu erwirken. Nach dem bevorstehenden Empfange beim Kaiser wird sich Bischof v. Anzer über München nach Rom zurückbegeben und dann über Paris und New York die Rückreise nach China antreten.

— Nach der „Kreuzztg." hat der Vorstand der „Rheinisch-Westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses" aus Anlaß der Berufung des Prof. D. König in die ordentliche Professur für das Alte Testament zu Bonn an den Cultusminister Dr. Studt ein Dankschreiben gerichtet.

— Das Reichs-Versicherungsamt hatte bekanntlich schon vor längerer Zeit eine Bearbeitung des gesammten in den seither aufgestellten Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften enthaltenen Stoffes in Angriff genommen. Diese, sowie die Tabellen, welche die finanzielle Belastung durch die verschiedenen Arten der Unfälle nach den Betriebseinrichtungen und den Vorgängen, bei welchen sie sich ereigneten, sowie nach den Procentsätzen der Rentenentschädigung, die sie zur Folge hatten, zur Darstellung bringen, sind im Wesentlichen abgeschlossen. Die Ergebnisse sollen demnächst veröffentlicht werden.

— Eine Kellnerinnen-Versammlung zum Zwecke der Organisation der diesem Stande angehörigen Frauen war für gestern Abend von den Frauenrechtlerinnen Fräulein Alice Salomon, Frau Ihrer und Fräulein Pappritz einberufen worden. Um sämmtlichen Interessenten die Gelegenheit bieten zu können, der Versammlung beizuwohnen, war für Beginn derselben eine späte Nachtstunde anberaumt worden. Bald nach 11½ Uhr eröffnete Frau Tietz die Sitzung, die jedoch von denen, die die Sache am meisten anging, nicht zahlreich besucht war. Andererseits aber war die Sitzung trotz der

---

„Jawohl, und, o Stacy, unser Junge! — Nein, höre mir zu", fuhr er lockend fort und schob den abwinkenden Bleistift beiseite; „ich sage Dir, er ist der reizendste, klügste, kleine Kerl, den es auf Erden giebt. Weißt Du, wie wir ihn taufen lassen werden? — Stacy Demorest Barker soll er heißen. Nicht wahr, das sind gute Namen, und sie vereinigen unsere alte Freundschaft."

Stacy nahm den Bleistift wieder zur Hand, schrieb: „Frau und Kind. S. D. B." und lehnte sich dann in den Stuhl zurück. „Höre, Barker", sagte er tung, „ich komme heute Abend Punct 7 Uhr 30 Minuten, um mit Euch zu speisen. Dann wollen wir vom Kiefernberg reden, von Frau und Kind und S. D. B. Aber hier bin ich nur Geschäftsmann. Hast Du vielleicht geschäftlich mit mir zu thun?"

Barker lachte vergnügt; Stacy's Notizen hatten ihm Spaß gemacht. Doch jetzt raffte er sich zusammen und sagte mit fröhlicher Zuversicht: „Natürlich! Nur deshalb bin ich hier. Ich habe ja gar nichts Anderes im Kopfe als Geldgeschäfte. An Allem bin ich betheiligt; und Du bist mein Bankier. Weißt Du, ich habe mein Conto bei Deinem Zweiggeschäft in Marysville stehen. Eigentlich habe ich Dir's gar nicht sagen wollen; es versteht sich ja ganz von selbst, daß ich mich an keinen Andern wende, so lange Du eine Bank hast, mit Wechseln, Dividenden und was sonst noch dazu gehört. Mir war's, als müßtest Du das schon wissen, alter Freund. Ich wollte nämlich weder mit einem Bankier zu thun haben, noch mit einer Bank, sondern nur mit Jim Stacy, meinem alten Theilhaber."

„Sag' einmal, Barker", versetzte Stacy kurz, „um wie viel hast Du Dein Guthaben überschritten?"

Bei dieser directen Frage stieg Barker das rasche Blut ins Gesicht, doch er lächelte schon wieder, als er sagte: „Ich bin gar nicht sicher, daß ich es überhaupt überschritten habe."

„Aber ich weiß es."

„Ja, siehst Du, Jim, ich bin eben ganz überladen mit Actien und Antheilscheinen", erwiderte Barker vergnügt.

„Von denen Du nicht ein Stück ohne Verlust verkaufen konntest. Vor drei Jahren, Barker, sind Dir dreihunderttausend Dollars in San Francisco gut geschrieben worden."

Barker schmunzelte wohlgefällig bei der Erinnerung. „Jawohl, ich weiß noch, am liebsten hätte ich mir Alles auf einen Wechsel auszahlen lassen, um mir's mal ordentlich anzusehen."

„In Zeit von drei Jahren hast Du die ganze Summe aus der Bank gezogen — das ist eine schlimme Geschichte."

„Woher weißt Du denn das?" fragte Barker, strahlend vor Bewunderung über die Allwissenheit seines alten Kameraden.

„Woher ich das weiß?" entgegnete Stacy; „weil ich Dich kenne, und mir auch die Sorte von Leuten nicht unbekannt ist, die Dir Dein Geld abgenommen haben."

„Ja, aber, Stacy", sagte Barker, „ich habe es doch nur in Actien und Pfandbriefen angelegt, wie alle anderen Menschen auch, und bin immer nur dem besten Rathe gefolgt. Van Loo ist zum Beispiel mein Rathgeber gewesen — der Mann war ja eben hier; er ist zum Director der Reichts-Grubengesellschaft ernannt worden. Und Carter, der Vater meiner lieben Kitty. Als man mir anbot, für 50 000 Dollars West-Extensions zu kaufen, und ich zuerst unschlüssig war, hat er mir gesagt, Du wärest auch dabei betheiligt — da zögerte ich natürlich nicht länger mit dem Ankauf."

„Ja, aber wir haben nicht den Preis bezahlt, den er forderte."

„Einerlei", rief Barker lebhaft; „jedenfalls habt Ihr Die Papiere verkauft, wie ich sie bezahlt habe. Als ich nämlich hörte, daß Du, mein alter Theilhaber, mit bei dem Unternehmen wärest, wollte ich die Actien nur von Deiner Bank kaufen und bekam sie zu 110. Wären sie damals nicht so viel werth gewesen, so hättet Ihr sie doch nicht zu dem Preise verkauft, und wir sind nicht Schuld daran, ich und Du, daß sie eine Woche später auf 60 heruntergingen — siehst Du wohl?"

Stacy's Blick war hart geworden; er sah seinen früheren Theilhaber einen Augenblick forschend ins Gesicht, aber aus Barker's treuherzigen Augen sprach nicht die mindeste Ironie. Im Gegentheil, ein Schatten von Trauer flog jetzt durch seine Züge. „Nein", sagte er nachdenklich, „so viel ich weiß, bin ich nie leichtsinnig mit dem Gelde umgegangen, habe auch nicht darauf bestanden, meine eigenen Gedanken auszuführen — nur in einem Falle, ja, da war ich verschwenderisch, das gebe ich zu. Es handelte sich um meinen alten Plan, weißt Du, auf dem Platze, wo damals unsere alte Hütte gestanden hat, eine Zuflucht für arme Bergleute und Geldgräber zu bauen, die dort ein unentgeltliches Unterkommen fänden, bis das Glück ihnen hold wäre. Ich hatte schon 20 000 Dollars ausgegeben und würde noch mehr dabei eingebüßt haben, wenn nicht Carter — Kitty's Vater — der ein furchtbar klüger alter Mann ist — mich überredet hätte, eine Art Zweighotel seines Gasthauses in Boomville daraus zu machen, wo man arme Burschen, die wenig Mittel haben, für die Hälfte, oder ein Viertel des gewöhnlichen Preises aufnehmen könnte — ohne daß die Anderen daran wüßten, versteht sich, um ihren Stolz nicht zu verletzen. Ein famoser Gedanke, nicht wahr? Der Gewinn sollte dem Hotel zu Gute kommen."

„Und wie ging's damit?" fragte Stacy, als Barker schwieg.

„Es haben sich keine Gäste eingestellt", sagte Barker, „aber", fuhr er eifrig fort, „das beweist nur, daß es nicht so schlimm mit den Leuten stand, wie ich dachte. Nur sind die Anderen auch ausgeblieben."

„Und Du hast Deine 20 000 Dollars verloren", bemerkte Stacy in trockenem Tone.

„Fünfzigtausend", verbesserte Barker; „das neue Hotel mußte doch natürlich größer sein, als das alte. „Ich glaube, Carter hat sich nur darauf eingelassen, damit ich nicht um mein Geld kommen sollte."

„Und doch war er Schuld, daß Du 50 000 verlorst, statt 20 000, denn vermuthlich hat er selbst nichts hineingesteckt."

„Er hat der Sache seine Zeit und seine Erfahrung gewidmet", erwiderte Barker unbefangen.

„Die würde ich nicht auf dreißigtausend Dollars anschlagen", meinte Stacy. „Aber aus alledem ergiebt sich noch nicht, welches Geschäft Dich heute zu mir führt."

„Richtig", rief Barker vergnügt; „es ist wirklich etwas Geschäftliches, aber im alten Stile, weißt Du, nur zwischen uns Theilhabern — deshalb komme ich auch zu Dir, Jim, nicht zum „Bankier". Es betrifft uns einmal wieder alle Drei — auch Demorest — denn eine frühere Aeußerung von ihm hat mich eigentlich dazu veranlaßt. Natürlich weißt Du, daß die Excelsior-Grubengesellschaft das Geschäft am Kiefernberg und der Umgegend ganz aufgegeben hat, weil es nichts einbrachte."

„Jawohl; und die Gesellschaft bezahlt jetzt gar keine Dividenden mehr. Dir kann das nicht unbekannt sein; Du bist ja selbst im Besitz von fünfzigtausend ihrer Stammactien."

Barker lachte. „Höre nur, was ich Dir sage: Es stellte sich heraus, daß ich ihre ganzen Betriebsanlagen, sammt allen Gruben im Black-Spur-Gebirge für zehntausend Dollars erwerben konnte."

„Himmlische Güte! Du denkst doch nicht etwa daran, ihr Geschäft fortzuführen!" rief Stacy entsetzt.

„Bewahre", versetzte Barker höchst belustigt. „Mir fiel aber ein, daß Demorest einmal in der guten alten Zeit gesagt hat, ein Grubenbau koste fast ebenso viel wie eine Eisenbahn — das Landvermessen, Nivelliren, und die Maschinen, weißt Du. Und die Gegend ist wie geschaffen für eine Eisenbahnanlage."

„Aber wozu in aller Welt sollte man noch eine Eisenbahn von Black-Spur nach dem Kiefernberg bauen?"

„Wozu? — Liegt denn nicht Black-Spur an der Linie der neuen Zweigbahn, über die jetzt gerade in der gesetzgebenden Versammlung berathen wird?"

„Ein niederträchtiges Schwindelunternehmen ohne Gleichen, das bei der Berathung gewiß durchfallen wird", sagte Stacy mit Bestimmtheit.

„Man behauptet, gerade deshalb würde der Antrag Erfolg haben", gab Barker ruhig zur Antwort. „Watson's Bank soll stark betheiligt sein und kein Mittel unversucht lassen, damit die Sache rechtskräftig wird. Nun dachte ich, weil das Deine Concurrenten sind, sollten wir bei der Gelegenheit auch etwas Gutes und Werthvolles herausschlagen — was der ganzen Gegend von Black-Spur zum Nutzen gereicht, weißt Du."

„Und zu diesem Geschäft wolltest Du Die meinen Rath holen?" platzte Stacy heraus.

„Nein", versetzte Barker; „vielleicht hätte ich's thun sollen; aber jetzt ist's damit zu spät. Ich habe mein Wort gegeben, den Handel abzuschließen und kann nicht mehr zurück. Aber die zehntausend Dollars habe ich nicht, und deshalb komme ich zu Dir."

Stacy lehnte sich langsam in seinen Stuhl zurück und steckte beide Hände in die Tasche. „Keinen Cent gebe ich Dir, Barker, keinen einzigen Cent."

„Ich verlange das Geld nicht vom Bankier", sagte Barker lächelnd, „sonst hätte ich mir's ja auf der Bank holen können. Aber wo dies eine Sache unter uns ist, so bitte ich Dich darum, Stacy, als meinen alten Theilhaber."

„Und ich antworte Dir, nicht nur als Dein alter Theilhaber, sondern auch als der Theilhaber von hundert anderen Leuten, die ein noch größeres Recht haben, als Du, etwas von mir zu verlangen. Meine Antwort lautet: „Nicht einen Cent!""

Barker war bleich geworden; er sah ihn mit halb geöffnetem Munde und erstaunter Miene an. Seine Hände noch tiefer in die Taschen versenkend, stellte Stacy sich vor ihn hin.

„Weißt Du was", sagte er; „es ist hohe Zeit, daß Du mich verstehen lernst und Dich selber. Als wir vor drei Jahren durch Zufall, oder sagen wir, nach gemeinsamer Uebereinkunft, unseren Vertrag auflösten, fingen wir das Leben von Neuem an, Jeder auf seine eigene Faust. Du hast Dich in diesen drei Jahren, theils aus Thorheit, theils weil Du schlechtem Rathe gefolgt bist, in hoffnungslose Unternehmungen verstrickt, was nie hätte geschehen können, wären wir Theilhaber geblieben. Um Dir aus der Verlegenheit herauszuhelfen, wendest Du Dich jetzt an' mich und meine neuen Theilhaber, welche die Sache gar nichts angeht."

„Deine neuen Theilhaber?" stammelte Barker.

„Jawohl, meine neuen Theilhaber. — Jeder, der einen Antheil, ein Interesse oder eine Einlage auch nur im Betrage eines Dollars bei dieser Bank hat, ist mein Theilhaber — auch Du bist es, weil Du Deine Werthpapiere in meiner Filiale liegen hast; ich schütze Dich hierdurch recht eigentlich vor Dir selber."

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.